

Für sich allein gibt es im Kino keinen grossen Schauspieler

Autor(en): **Renoir, Jean**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino**

Band (Jahr): **33 (1991)**

Heft 178

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-866983>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jean Renoir (1894 - 1979)

Für sich allein gibt es im Kino keinen grossen Schauspieler

„Ich bin gegen die Methode, die darin besteht, dass der Regisseur selbst die Szene vorspielt und dann zum Schauspieler sagt: «Haben Sie gut hingeschaut? Jetzt machen Sie es wie ich.» Wenn die Schauspieler folgsam sind, ist das Ergebnis ein Film, in dem alle Rollen so wirken, als seien sie alle von einem Darsteller gespielt. Gibt es etwas Monotoneres? Ganz zu schweigen davon, dass es grotesk ist, wenn ein Herr mit Schmerbauch und möglicherweise bar jeden Schauspielertalents einer jungen Schauspielerin eine Liebeszene vorspielt und dann sagt: «Machen Sie es mir nach.» Das lässt dem Schauspieler überhaupt keine Chance, seine Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen.

Ein Satz, den ich gern gebrauche, ist bei den Schauspielern meiner Generation berühmt geworden. Zu einem Schauspieler, mit dessen Darstellung ich nicht einverstanden bin, sage ich bei der Probe nie «das ist schlecht» oder «so stimmt es nicht». Ich sage: «Das ist wundervoll, Ihre Auffassung dieser Rolle ist grossartig, aber ich möchte Sie bitten, die Szene noch einmal zu wiederholen, nur um ein paar winzige Details in Ordnung zu bringen.» Der Schauspieler spricht die Szene nochmal, und ich mache ihn auf offensichtliche Ungeheimheiten aufmerksam, oder aber ich richte seine Aufmerksamkeit auf die Möglichkeit, das Publikum mehr zu ergreifen, indem er dem oder jenem Punkt weniger Nachdruck gibt. Nach und nach und indem ich immer von neuem wiederholen lasse, knabberte ich immer mehr vom Widerstand des Schauspielers ab und bekomme von ihm nicht, was meine Darstellung wäre, sondern was, glaube ich, für ihn die richtige Darstellung der geprobtten Szene ist. Dass ich das beabsichtigte Resultat erreicht habe, weiss ich, wenn der Schauspieler überzeugt ist, dass die aus diesen Proben resultierende Veränderung von ihm selbst stamme, und wenn er zu meinen Veränderungen erklärt: «Ich habe Renoir geraten, dieses und jenes zu ändern. Er war einverstanden, und dadurch hat die Szene wirklich gewonnen.»

Ich habe oft Schauspielern Rollen anvertraut, die sich total von denen unterschieden, in denen sie sonst eingesetzt wurden. Im grossen und ganzen hat sich diese Methode kommerziell nicht als erfolgreich erwiesen, aber vom künstlerischen Standpunkt aus hat sie mir zuweilen gute Resultate gebracht. Die Verwendung eines Schauspielers in einem für ihn ungewöhnlichen

Genre macht mir grossen Spass. Das gibt seinem Spiel eine Variante, die ihm selbst, durch seinen üblichen Einsatz, unbekannt bleibt. Es passiert sogar, dass er ein wenig von der Frische wiederbekommt, die das Spiel von Anfängern so hinreissend macht. Ich glaube, man sollte, bevor man sich für die Besetzung eines Films entscheidet, sogar zuerst an Schauspieler denken, die man in anderen Rollen kennt.

Wie Pascal sagt: Das einzige, was den Menschen interessiert, ist der Mensch. Alles, was um den Schauspieler herum ist, muss diesem Ziel untergeordnet werden: das Publikum mit einem menschlichen Wesen in Kontakt zu bringen. Der Dekor kann dazu in grossem Mass beitragen, nicht durch die Illusion, die er dem Zuschauer verschafft, sondern durch den Einfluss, den er auf den Schauspieler ausübt. Das gilt besonders für Aussen- aufnahmen in natürlichen Dekors. In vielen Fällen würde es ein vergrössertes Foto auch tun. Das Publikum würde nichts merken. Aber für den Schauspieler ist es etwas anderes. In LA GRANDE ILLUSION hatte ich eine Szene in einer bergigen, matschigen Gegend vorgesehen. Jean Gabin und Dalio spielten da einen Abschnitt ihres Ausbruchs. Es war fürchterlich kalt. Ihre Kleidung war steif von Dreck. Es war wirklich unerträglich. Ich war sehr stolz auf diese Szene, die ich selbst geschrieben hatte. Aber als wir dann mit den Aufnahmen anfangen, zeigte es sich, dass die Schauspieler nicht in der Lage waren, ihren Text zu sprechen. Die physische Anstrengung, die ich ihnen zumutete, lähmte sie. Wir mussten auf meine Szene verzichten, von der ich mir so viel versprochen hatte. Um die Situation zu besprechen, flüchteten wir uns in ein Haus, das in der gottverlassenen Gegend stand. Nach einigem Überlegen schlug einer von uns vor, ich weiss nicht mehr wer, meinen Text durch das Lied vom «Petit Navire» zu ersetzen, das mit unterschiedlichem Tonfall gebracht wird. Dieses Lied hatte den Ton für die vorausgehende Szene geliefert und stand als Symbol für den Ausbruch. Das Ergebnis war phantastisch. Der Dekor hatte gewonnen. In Wirklichkeit aber hatten alle gewonnen. Im Kino gibt es weder einen schönen Dekor noch schöne Fotografie, auch keinen grossen Schauspieler und keine geniale Inszenierung, die für sich allein existieren könnten. Alles das schliesst sich zusammen in einem Ganzen.

Jean Renoir, 1974, in «Ma vie et mes films»

THE END